

Sie ist eine Ikone der brasilianischen Literatur. Mit ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihrer einzigartigen Stimme faszinierte Clarice Lispector, mit ihren eigenwilligen, modernen Romanen und Erzählungen ging sie bisweilen an die Grenzen des Sagbaren. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Benjamin Moser hat sich auf ihre Spuren begeben und einzigartige Dokumente ihrer Herkunft gefunden. Daraus hat er ein ebenso spannendes wie einfühlsames Porträt einer widersprüchlichen, von ihren jüdischen Wurzeln stark geprägten Persönlichkeit geschaffen. Anschaulich und fesselnd beschreibt Benjamin Moser die Stationen ihres wechselvollen Schicksals und erhellt die Grundmotive ihres Schreibens.

BENJAMIN MOSER, geboren 1976 in Houston, Texas, lebt in den Niederlanden, wo er an der Universität Utrecht promovierte. Er verfasst regelmäßig Beiträge für *Harper's Magazine* und *The New York Review of Books* und ist als Biograph von Clarice Lispector außerdem Herausgeber ihrer Werkausgabe in neuer Übersetzung bei New Directions.

Benjamin Moser

Clarice Lispector

Eine Biographie

*Aus dem Englischen
von Bernd Rullkötter*

btb



Für Arthur Japin und Lex Jansen

INHALT

<i>Karte der Westukraine</i>	10
<i>Karte Brasiliens</i>	11
<i>Stammbaum der Familie Lispector</i>	12
Einleitung: Die Sphinx	15
1. <i>Fun wonen is a Jid?</i>	21
2. Jenes rätselhafte Etwas	27
3. Der durchschnittliche Pogrom	43
4. Der fehlende Name	53
5. Freiheitsstatue	58
6. <i>Griene Gringos</i>	69
7. Magische Geschichten	84
8. Ein nationales Melodram	94
9. Nur für Verrückte	102
10. Flying down to Rio	111
11. Gott wühlt die Wasser auf	130
12. Geradewegs aus dem Zoo	145
13. Wirbelsturm Clarice	157
14. Trampolin zum Sieg	168
15. Principessa di Napoli	177
16. Die Gesellschaft der Schatten	190
17. Lautstärkereger im Gehirn	200
18. Friedhof der Sinneseindrücke	212
19. Die öffentliche Statue	223
20. Die dritte Erfahrung	230
21. Ihre leeren Halsbänder	239
22. Marmormausoleum	251
23. Inneres Gleichgewicht	263
24. Erlösung durch Sünde	274
25. Die schlimmste Versuchung	287

26. Brasilien gehören	299
27. Besser als Borges	311
28. Die Kakerlake	324
29. Und Revolution!	335
30. Das Ei ist eben weiß	341
31. Ein rauer Kaktus	347
32. Mögliche Dialoge	352
33. Kulturterror	359
34. »Ich bin Mensch geworden«	367
35. <i>Monstre sacré</i>	377
36. Die Geschichte der flüchtigen Momente	386
37. Gereinigt	397
38. <i>Batuba Jantiram Lecoli?</i>	403
39. Hühnchen in dunkler Soße	413
40. Pornographie	422
41. Die Hexe	429
42. Das Ding an sich	435
43. Linspector'sches Schweigen	441
44. Stimme aus dem Grab	450
45. Unsere liebe Frau vom guten Tod	455
Epilog	370
Danksagung	372
Anmerkungen	479
Bildnachweise	533
Editorische Notiz	535
Literaturverzeichnis	536
Namensregister	551
Ortsregister	559

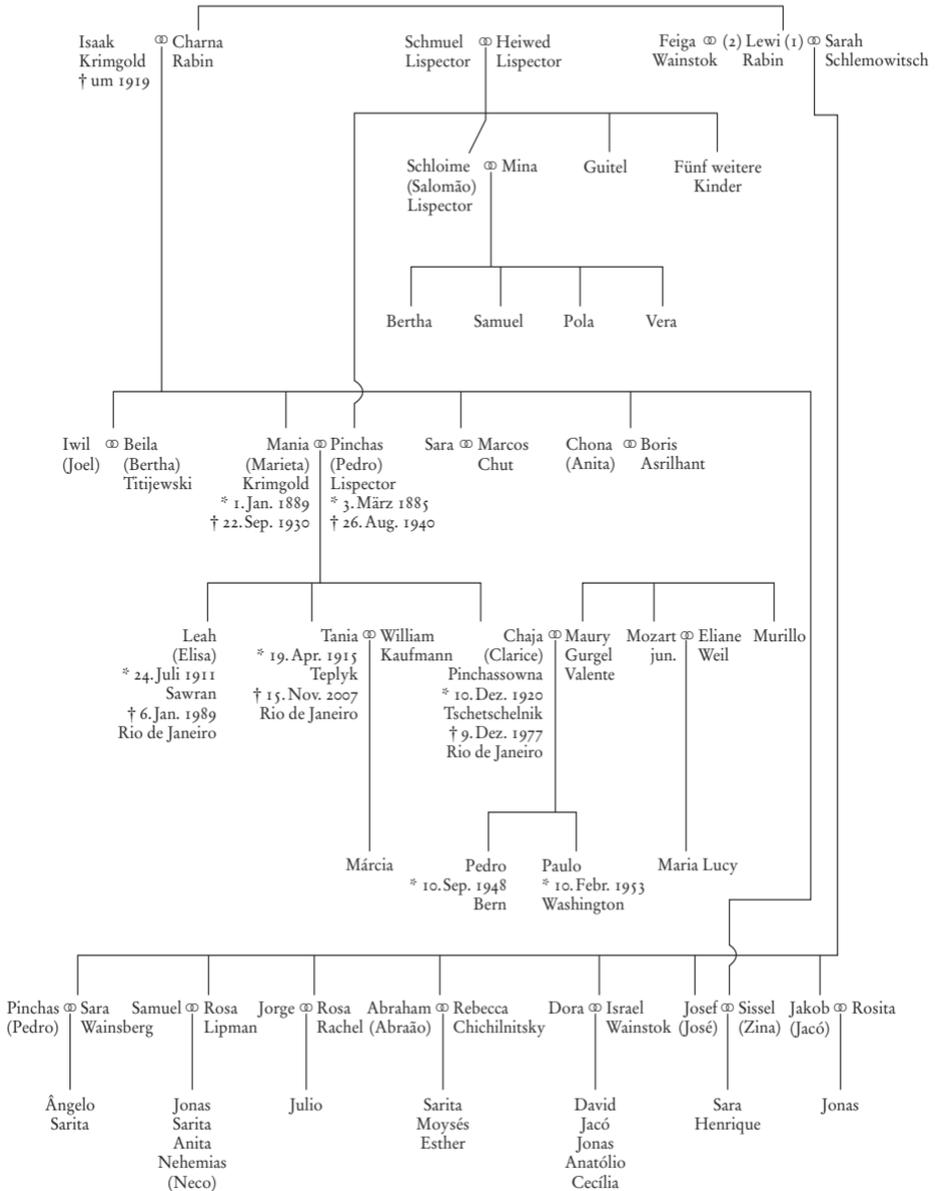
Clarice Lispector: Eine Biographie

*Westukraine
um 1920*





STAMMBAUM DER FAMILIE LISPECTOR



Reinige deine Kleider und, wenn möglich, mögen all deine Kleider weiß sein, denn all dies ist sehr nützlich, um dem Herzen den Weg zu Gottesfurcht und Gottesliebe zu weisen. Wenn es Nacht ist, zünde viele Lichter an, bis es ganz hell ist, und dann nimm Tinte, Feder und Tafel in die Hand und denke daran, dass du im Begriffe stehst, Gott in Freude des Herzens zu dienen. Dann beginne, wenige oder viele Buchstaben zusammensetzen, zu vertauschen und miteinander zu bewegen, bis dein Herz warm wird, und achte auf ihre Bewegung und was sich bei dir aus ihr ergibt. Und wenn du spürst, dass dein Herz schon ganz warm geworden ist, und du siehst, dass du durch die Buchstabenkombinationen neue Dinge erfassen kannst, die du durch menschliche Überlieferung oder von dir selbst aus nicht erkennen könntest, und du schon vorbereitet bist, den Influxus der göttlichen Kraft in dich aufzunehmen, dann richte all deine wahren Vorstellungen darauf, dir den Namen Gottes und seine höchsten Engel in deinem Herzen vorzustellen, als ob sie Menschen wären, die um dich herumstünden oder -säßen.

ABRAHAM ABULAFIA

(1240 – nach 1290)

EINLEITUNG: DIE SPHINX

Im Jahr 1946 kehrte die junge brasilianische Schriftstellerin Clarice Lispector aus Rio de Janeiro nach Italien zurück, wo ihr Mann in Neapel als Vizekonsul diente. Sie war als diplomatischer Kurier mit Depeschen für das brasilianische Außenministerium heimgereist, doch da die üblichen Verbindungen zwischen Europa und Südamerika durch den Krieg lahmgelegt worden waren, musste sie sich auf einer unkonventionellen Route zu ihrem Mann begeben. Von Rio flog sie nach Natal an der Nordostspitze Brasiliens, dann zu dem britischen Stützpunkt auf der Insel Ascension im Südatlantik, zu dem amerikanischen Militärflugplatz in Liberia, zu den französischen Basen in Rabat und Casablanca und schließlich über Kairo und Athen nach Rom.

Vor jeder Teilstrecke hatte sie ein paar Stunden – oder Tage – zur Verfügung, um sich umzuschauen. In Kairo luden der brasilianische Konsul und seine Frau sie zu einer Kabarettvorstellung ein, wo die drei zu ihrem Erstaunen erlebten, wie der exotische Bauchtanz zu den vertrauten Klängen eines Karnevalhits von Carmen Miranda vorgeführt wurde, »Ich steh' auf Mama«, der 1937 in Rio Furore gemacht hatte.

Ägypten selbst machte wenig Eindruck auf Clarice, wie sie einem Freund in Rio de Janeiro schrieb: »Ich habe die Pyramiden gesehen, die Sphinx – ein Mohammedaner hat mir aus dem ›Wüstensand‹ die Zukunft gelesen und gesagt, ich hätte ein reines Herz ... [...] Sphinx, Pyramiden und Piaster, das alles ist ja von furchtbar schlechtem Geschmack. In Kairo zu leben ist fast schon schamlos. Die Herausforderung besteht darin, irgendetwas zu empfinden, das nicht schon im Reiseführer vorgesehen ist.«¹

Clarice Lispector sollte Ägypten nie wiedersehen, doch viele Jahre später erinnerte sie sich an ihre kurze Sightseeing-Tour, auf der sie in den »Wüstensänden« keine Geringere als die Sphinx selbst mit ihrem Blick niedergezwungen hatte.

»Ich habe sie nicht entziffern können«, sagte die stolze, schöne Clarice. »Aber sie mich auch nicht.«²

Als Clarice Lispector 1977 starb, war sie längst eine brasilianische Legende geworden, die Sphinx von Rio de Janeiro, eine Frau, die ihre Landsleute praktisch von Jugend auf faszinierte. »Ihr Anblick war ein Schock«, sagte der Dichter Ferreira Gullar über ihr erstes Treffen. »Mit ihren grünen Mandelaugen und ihren hohen Wangenknochen wirkte sie wie eine Wölfin, eine faszinierende Wölfin ... Ich dachte, wenn ich sie je wiedersähe, würde ich mich hoffnungslos in sie verlieben.«³

»Es gibt Männer, die mich auch in zehn Jahren nicht vergessen konnten«, gestand Clarice. »Da war dieser amerikanische Dichter, der damit drohte, sich umzubringen, weil ich seine Liebe nicht erwiderte.«⁴ Der Übersetzer Gregory Rabassa erinnerte sich, er sei »verblüfft« gewesen, »einer außergewöhnlichen Person zu begegnen, die aussah wie Marlene Dietrich und schrieb wie Virginia Woolf«.⁵

Im heutigen Brasilien schmückt ihr eindrucksvolles Gesicht Briefmarken. Ihr Name verleiht Luxusapartements einen besonderen Glanz. Ihre Werke, die zu ihren Lebzeiten häufig als undurchsichtig oder unverständlich abgetan wurden, werden in U-Bahn-Stationen am Automaten verkauft. Im Internet findet man Hunderttausende ihrer Fans, und selten vergeht ein Monat, ohne dass ein Buch erscheint, in dem der eine oder andere Aspekt ihres Lebens und ihres Werkes beleuchtet wird. Ihr Vorname genügt zu ihrer Identifikation durch gebildete Brasilianer, die sie, wie eine spanische Verlegerin anmerkte, »alle kannten, ihr Haus besucht hatten und eine Anekdote über sie erzählen können, ähnlich wie die Argentinier im Fall von Borges. Oder allermindestens ist man zu ihrer Beerdigung gegangen.«⁶

Die französische Schriftstellerin Hélène Cixous erklärte, Clarice Lispector sei die Person gewesen, zu der sich ein weiblicher Kafka entwickelt hätte oder »Rilke, wäre er eine jüdische, in der Ukraine geborene Brasilianerin gewesen. Oder Rimbaud, wäre er eine Mutter gewesen und fünfzig Jahre alt geworden. Oder Heidegger, wenn er hätte aufhören können, Deutscher zu sein.«⁷ Wer diese unbeschreibliche Frau zu beschreiben versucht, greift häufig nach Superlativen, doch diejenigen, die sie entweder persönlich oder aus ihren Büchern kannten, beharren darauf, dass sich das auffälligste Merkmal ihrer Persönlichkeit, ihre Aura des Geheimnisvollen, jeglicher Beschreibung entzog. »Clarice«, stellte der Dichter Carlos Drummond de Andrade zur Zeit ihres Todes fest, »entstammte einem Geheimnis / und entwich in ein anderes.«⁸

Ihr rätselhaftes Wesen faszinierte und beunruhigte alle, die ihr begegneten. Nach ihrem Tod schrieb eine Freundin: »Clarice war eine Fremde auf Erden, die

durch die Welt ging, als wäre sie mitten in der Nacht während eines allgemeinen Verkehrsstreiks in einer unbekanntenen Stadt eingetroffen.«⁹

*

»Vielleicht wussten ihre engsten Freunde und die Freunde jener Freunde etwas über ihr Leben«, schrieb ein Interviewer im Jahr 1961. »Woher sie kam, wo sie geboren wurde, wie alt sie ist, wie sie lebt. Aber sie spricht nie darüber, ›weil das etwas sehr Persönliches ist.«¹⁰ Sie gab wenig von sich preis. Ein Jahrzehnt später fasste eine andere frustrierte Journalistin Clarices Reaktionen auf ein Interview zusammen: »Ich weiß nicht, das ist mir nicht bekannt, ich habe nie davon gehört, es ist mir nicht bewusst, es ist schwer zu erklären, ich weiß nicht, ich glaube nicht, ich habe nie davon gehört, ich bin nicht damit vertraut, das ist nicht der Fall, ich glaube nicht.«¹¹ Im Jahr vor ihrem Tod versuchte eine Reporterin, die eine lange Reise aus Argentinien zurückgelegt hatte, ihr Informationen zu entlocken: »Man sagt, Sie seien ausweichend, schwierig, wollten mit niemandem reden. Den Eindruck habe ich nicht.« Clarice erwiderte: »Offensichtlich stimmt es aber.« Nach mehreren einsilbigen Antworten füllte die Reporterin das Schweigen mit einer Geschichte über eine andere Autorin.

Aber sie sagte nichts. Ich weiß nicht einmal, ob sie mich ansah. Sie stand auf und erklärte: »Vielleicht reise ich im Winter nach Buenos Aires. Vergessen Sie nicht, das Buch mitzunehmen, das ich Ihnen gegeben habe. Darin finden Sie Material für Ihren Artikel.«

[Sie war] sehr groß, mit kastanienbraunem Haar und ebensolcher Haut, [und] ich erinnere mich, dass sie ein langes braunes Seidenkleid trug. Aber ich könnte mich irren. Beim Hinausgehen blieb ich vor einem Ölgemälde mit einem Porträt von ihr stehen.

»De Chirico«, sagte sie, bevor ich sie darauf ansprechen konnte. Und dann, am Aufzug: »Sie müssen entschuldigen, aber ich unterhalte mich nicht gerne.«¹²

In dieses aus ihrer Auskunftsverweigerung entstandene Vakuum hinein rankten sich zahlreiche Legenden. Wenn man Berichte über Clarice in verschiedenen Stadien ihres Lebens liest, kann man sich kaum vorstellen, es mit derselben Person zu tun zu haben. Die Abweichungen waren zum Teil erheblich. »Clarice Lispector« galt einst als Pseudonym, und es hieß, man werde ihren wirklichen Namen erst nach ihrem Tod offenbaren. Wo genau sie zur Welt kam und wie alt sie war,

schien ebenfalls ungewiss zu sein. Ihre Nationalität wurde in Frage gestellt, und ihre Muttersprache ließ sich nicht bestimmen. Während der eine Experte sie als konservativ bezeichnet, stuft ein anderer sie als Kommunistin ein. Wieder andere behaupten, sie sei eine fromme Katholikin gewesen, obwohl sie in Wirklichkeit Jüdin war. Manche Gerüchte besagen, sie sei Lesbierin gewesen, aber es wurde auch gemunkelt, sie sei ein Mann.

Dieses Gewirr von Widersprüchen ist deshalb so seltsam, weil Clarice Lispector keine nebulöse, nur aus antiken Papyrusfetzen bekannte Figur war. Sie ist erst seit rund fünfunddreißig Jahren tot, und es gibt noch viele Überlebende, die sie gut kannten. Sie war praktisch seit ihrer Jugend prominent, ihr Leben wurde ausführlich in der Presse dokumentiert, und sie hinterließ eine umfangreiche Korrespondenz. Gleichwohl sind nur wenige große moderne Künstler so durch und durch fremd geblieben. Wie kann eine Person, die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in einer großen westlichen Stadt lebte, die Interviews gab, in Hochhäusern wohnte und mit Flugzeugen reiste, immer noch so rätselhaft erscheinen?

Sie selbst schrieb einmal: »Ich bin so geheimnisvoll, dass ich mich selbst nicht verstehe.«¹³

*

»Mein Geheimnis«, sagte sie an anderer Stelle nachdrücklich, »ist, dass ich keines habe.«¹⁴ Clarice Lispector konnte genauso oft gesprächig und entgegenkommend sein wie schweigsam und kryptisch. Zur allgemeinen Verwirrung beteuerte sie, sie sei eine einfache Hausfrau, und diejenigen, die damit gerechnet hatten, einer Sphinx zu begegnen, fanden ebenso häufig eine jüdische Mutter vor, die ihnen Kuchen und Coca-Cola anbot. »Ich brauche Geld«, sagte sie einem Journalisten. »Als Mythos ist man in einer wenig komfortablen Position.«¹⁵ Spät im Leben erläuterte sie, warum sie keine Interviews mehr gab: »Eine Clarice Lispector, die sich die Zehennägel rot anmalte, würde doch keiner verstehen.«¹⁶

In erster Linie wollte sie als Mensch respektiert werden. Sie war beschämt, als die berühmte Sängerin Maria Bethânia sich ihr mit dem Ruf »Meine Göttin«¹⁷ zu Füßen warf. »Ah!«, rief eine von Clarices Protagonistinnen aus, »es war leichter, ein Heiliger zu sein als eine Person!«¹⁸ In einem melancholischen Beitrag mit dem Titel »Ansicht eines auserwählten Wesens« beschreibt sie ihre Rebellion gegen ihr Image: »Da versuchte es, die Fotografie mittels subversiver Maßnahmen zu zerstören: Es tat oder sagte Dinge, die der Fotografie so sehr widerstrebten, dass sie sich in der Schublade sträubte. So hoffte das Wesen, lebendiger zu wer-

den als die Fotografie. Doch mit welchem Ergebnis? Mit dem, dass all seine Versuche nur eines bewirkten: das Porträt abzurunden, es auszuschnürcn.«¹⁹

Die Legende war stärker als sie selbst. Gegen Ende ihres Lebens wurde sie nach einem unfreundlichen Kommentar gefragt, den eine Zeitung über sie veröffentlicht hatte. »Zunächst war ich etwas verärgert, aber das hat nicht lange angehalten. Wenn ich [dem Verfasser] begegne, werde ich ihm nur sagen: Übrigens, falls Sie mal wieder über mich schreiben sollten – Clarice schreibt man mit c, nicht mit zwei s, ja?«²⁰

Trotzdem gab sie die Hoffnung, als reale Person gesehen zu werden, nie ganz auf, und ihre Proteste gegen ihren Mythos brechen sich an unerwarteten Stellen Bahn. In einem Zeitungsartikel, den sie – ausgerechnet – über die neue Hauptstadt Brasília schrieb, erscheint eine erstaunliche Bemerkung: »Das *monstre sacré* ist tot: An seiner statt wurde ein Mädchen geboren, das die Mutter verloren hatte.«²¹

*

»Fakten und Details sind mir lästig«, schrieb sie und bezog sich damit wohl auch auf ihre eigene Biographie. Denn sie gab sich – in ihrem Leben und in ihren Werken – alle Mühe, solche Dinge auszulöschen. Doch andererseits hat sich auch kaum jemand so völlig entblößt wie sie. Durch die vielen Facetten ihrer Arbeit – in Romanen, Erzählungen, Briefen und journalistischen Artikeln, in ihrer glänzenden Prosa wird eine einzige Persönlichkeit unbarmherzig seziert und auf faszinierende Weise in der vielleicht größten spirituellen Autobiographie des zwanzigsten Jahrhunderts offenbart.

»Neben dem Wunsch nach Verteidigung meiner Privatsphäre ist da auch der sehnliche Wunsch, öffentlich und nicht bei einem Priester zu beichten.«²² Ihre Form der Beichte zielte auf die inneren Wahrheiten, die sie sich in unaufhörlicher Meditation ihr Leben lang freizulegen bemühte. Dies ist der Grund dafür, dass Clarice Lispector weniger oft mit anderen Schriftstellern als mit Mystikern und Heiligen verglichen wird. »Die Romane von Clarice Lispector lassen uns häufig an die Autobiographie der heiligen Teresa denken«, stand in *Le Monde*.²³ Wie der Leser der heiligen Teresa oder des heiligen Johannes vom Kreuz sieht der Leser Clarice Lispectors eine nach außen gekehrte Seele vor sich.

Sie kam aus der Welt der osteuropäischen Juden, einer Welt voller heiliger Männer und Wunder, die bereits die ersten Anzeichen des Untergangs erlebt hatte. Sie brachte die glühende religiöse Berufung jener aussterbenden Gesell-

schaft mit sich in eine neue Welt, in der Gott längst tot war. Wie Kafka verzweifelte sie, doch anders als Kafka machte sie sich schließlich unter Qualen auf die Suche nach dem Gott, der sie verlassen hatte. Sie schilderte ihr Streben wie Kafka mit Begriffen, die notwendigerweise aus der hinter ihr liegenden Welt stammten, denn sie beschrieb die Seele einer jüdischen Mystikerin, die weiß, dass Gott tot ist, und – ein Paradox, das in ihrem Werk immer wiederkehrt – entschlossen ist, Ihn trotzdem zu finden.

Die in ihrem Werk entblößte Seele gehört einer einzelnen Frau, doch in ihr entdeckt man die gesamte Spanne der menschlichen Erfahrung. Genau deshalb ist Clarice Lispector als fast alles Mögliche dargestellt worden: als Frau und als Mann, als Einheimische und als Ausländerin, als Jüdin und Christin, als Kind und Erwachsene, als Tier und als Mensch, als Lesbierin und als Ehe- und Hausfrau, als Hexe und als Heilige. Da sie so viel von ihrer intimen Erfahrung preisgab, konnte sie glaubhaft alles für jeden sein und von denen verehrt werden, die in ihrem ausdrucksvollen Genie einen Spiegel ihrer eigenen Seele entdeckten. Wie sie selbst sagte: »Ich bin ihr alle.«²⁴

*

»Vieles kann ich dir nicht erzählen. Ich werde hier nicht autobiographisch. ›Bio- will ich sein.«²⁵ Aber auch eine universale Künstlerin geht aus einem spezifischen Kontext hervor, und der Kontext, der Clarice Lispector hervorbrachte, war für die meisten Brasilianer – zumal für ihre bürgerlichen Leser – unvorstellbar. Clarice, die Tausende von Kilometern von Brasilien entfernt in einem entsetzlichen Bürgerkrieg geboren wurde und deren Mutter durch einen Akt grauenhafter Brutalität zum Tode verurteilt worden war, hatte eine durch enorme Armut und Gewalt geprägte Herkunft.

Als Heranwachsende schien sie über ihre Anfänge triumphiert zu haben, und für den Rest ihres Lebens vermied sie jeglichen noch so vagen Hinweis auf ihre Ursprünge. Vielleicht fürchtete sie, von niemandem verstanden zu werden. Und deshalb hielt sie den Mund – ein »Monument«, ein »*monstre sacré*«, gefesselt an eine Legende, die Clarice, wie sie wusste, überleben würde und die sie widerwillig und ironisch akzeptierte. Achtundzwanzig Jahre nach ihrer ersten Begegnung mit der Sphinx schrieb Clarice, sie denke daran, ihr einen weiteren Besuch abzustatten.

»Mal sehen, wer hier wen verschlingt.«²⁶

FUN WONEN IS A JID?

Clarice wurde von doktrinären kommunistischen Kritikern entfremdet, intellektuell, ›intimistisch‹ und ermüdend genannt. Sie reagierte jedoch nur, wenn sie sich durch den albernen Vorwurf, sie sei Ausländerin, gekränkt fühlte.«¹ Ihre engste Freundin schrieb: »Sie war immer sehr ärgerlich, wenn jemand andeutete, sie sei nicht durch und durch Brasilianerin. Gewiss, sie wurde in Russland geboren, aber sie war mit nur zwei Monaten hierhergekommen. Sie wollte auf jede denkbare Art Brasilianerin sein.«² »Ich bin Brasilianerin«, erklärte sie, »und damit basta.«³

Ich bin in der Ukraine geboren, der Heimat meiner Eltern. Ich bin in einem Dorf namens Tschetschelnik geboren, das so klein und unbedeutend ist, dass es nicht einmal auf der Landkarte auftaucht. Als meine Mutter mit mir schwanger wurde, waren meine Eltern dabei auszuwandern, in die Vereinigten Staaten oder nach Brasilien, das war noch nicht entschieden: Sie machten für die Niederkunft Halt in Tschetschelnik und setzten dann die Reise fort. Ich kam nach Brasilien, als ich *kaum zwei Monate* alt war.⁴

Obwohl Clarice Lispector in frühester Kindheit eingetroffen war, erschien sie vielen Brasilianern stets als Ausländerin, nicht wegen ihrer Geburt in Europa oder der vielen Jahre, die sie im Ausland verbrachte, sondern wegen ihrer Sprechweise. Sie lispelte, und ihr schnarrendes, kehliges R verlieh ihr einen seltsamen Akzent. »Ich stamme nicht aus Frankreich«, erklärte sie, denn so klang es nämlich. »Mein R ist ein Sprachfehler: Ich habe schlichtweg ein verkürztes Zungenbändchen. Nun, da meine brasilianische Identität also geklärt wäre ... [...]«⁵

Sie behauptete, ihr Freund Pedro Bloch, ein brasilianischer Vorreiter auf dem Gebiet der Sprachtherapie, habe ihr angeboten, eine Operation vorzunehmen, die das Problem beheben werde. Aber Dr. Bloch erklärte, ihre Aussprache sei ganz natürlich für ein Kind, das seine ausländischen Eltern nachahme: Das keh-

lige R, wenn auch nicht das Lispeln, sei verbreitet bei den Kindern jüdischer Einwanderer in Brasilien.⁶ Es gelang Dr. Bloch, das Problem durch Übung, nicht durch einen chirurgischen Eingriff zu lösen. Allerdings nur vorübergehend.

Obwohl Clarice es ständig bestritt, weigerte sie sich hartnäckig, dieses unmittelbar erkennbare Zeichen ihrer Fremdartigkeit abzulegen. Ihr ganzes Leben hindurch schwankte sie zwischen dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit und dem verbissenen Beharren darauf, ihre Andersartigkeit aufrechtzuerhalten.

Ein paar Monate nach seiner erfolgreichen Behandlung traf Dr. Bloch mit Clarice zusammen und bemerkte, dass sie wieder ihr altes R benutzte. Ihre Erklärung war schlicht: »Sie teilte ihm mit, sie verzichte nicht gern auf ihre Besonderheiten.«⁷

*

Es gab keine Besonderheit, auf die Clarice Lispector lieber verzichtet hätte als auf ihren Geburtsort. Aus diesem Grund stand sie – trotz der Aussprache, die an jenen Ort denken ließ, und trotz der manchmal beängstigenden Ehrlichkeit ihrer Werke – im Ruf einer Lügnerin. Etliche Schwindeleien, etwa die paar Jahre, um die sie ihr Alter gern verringerte, lässt man ihr als Koketterie einer schönen Frau durchgehen, doch fast jede ihrer wirklichen Lügen hat mit den Umständen ihrer Geburt zu tun.

In ihren veröffentlichten Texten zeigte Clarice eindeutig mehr Interesse an der metaphysischen Bedeutung der Geburt als an den konkreten topographischen Einzelheiten ihrer eigenen Herkunft. Gleichwohl ließen diese Einzelheiten sie nicht los. In Interviews behauptete sie, nichts über ihren Geburtsort zu wissen. In den sechziger Jahren gab sie dem Schriftsteller Renard Perez das längste Interview, das sie je gewährte; der freundliche und behutsame Perez dürfte ihr die Nervosität genommen haben. Bevor er den Artikel veröffentlichte, ließ er ihn von ihr genehmigen. Ihr einziger Einwand betraf den ersten Satz: »Als die Lispectors kurz nach der Revolution beschlossen, aus Russland nach Amerika auszuwandern ...« »Es war nicht kurz danach«, protestierte sie. »Es war viele, viele Jahre später!« Perez kam ihr entgegen, und der veröffentlichte Text begann: »Als die Lispectors beschlossen, aus Russland nach Amerika auszuwandern (und zwar viele Jahre nach der Revolution) ...«⁸

Sie log auch darüber, wie alt sie bei ihrer Ankunft in Brasilien war. In der oben zitierten Passage betont sie, dass sie *erst zwei Monate alt* gewesen sei, als ihre Familie von Bord ging. Dabei wusste sie genau, dass sie über ein Jahr alt war. Es

ist ein geringfügiger Unterschied – in beiden Fällen war sie zu jung, um sich an eine andere Heimat zu erinnern –, doch ihr Versuch, sich auf das niedrigste glaubwürdige Alter festzulegen, ist merkwürdig. Warum machte sie sich die Mühe?

Clarice Lispector wünschte sich nichts sehnlicher, als die Geschichte ihrer Geburt neu zu schreiben. Als sie über dreißig Jahre alt war und im Ausland lebte, vermerkte sie in privaten Aufzeichnungen: »Ich kehre an den Ort zurück, von dem ich stamme. Das Beste wäre, bis in jenes russische Städtchen zu reisen und unter anderen Umständen geboren zu werden.« Dieser Gedanke kam ihr beim Einschlafen. Dann träumte sie, sie sei durch eine öffentliche Gerichtsverhandlung aus Russland ausgewiesen worden. In deren Verlauf sagte ein Mann, »in Russland seien nur feminine Frauen zugelassen – und ich sei nicht feminin«. Mit zwei Gesten habe sie sich ungewollt verraten, erklärt der Richter: »1. hätte ich mir selbst eine Zigarette angesteckt, und eine Frau warte, bis der Mann sie ihr anzünde. 2. hätte ich mir eigenhändig den Stuhl an den Tisch gerückt, anstatt ordnungsgemäß abzuwarten, dass er das für mich tue.«⁹

Damit wurde ihr die Rückkehr verboten. In ihrem zweiten Roman schrieb sie, vielleicht eingedenk der Endgültigkeit ihrer Abreise: »Der Ort, an dem sie geboren war – sie empfand ein vages Erstaunen darüber, dass es ihn noch gab, als gehörte auch er zu dem, was man verliert.«¹⁰

*

In einem Roman, der auf der Emigrationsgeschichte ihrer Familie beruht, stellt Elisa Lispector, Clarices älteste Schwester, wiederholt folgende Frage: *Fun wonen is a Jid?* Wörtlich bedeutet dies: »Woher stammt der Jude?« Es ist die höfliche Floskel, mit der sich ein Jiddisch Sprechender nach der Herkunft eines anderen erkundigt. Ihr ganzes Leben hindurch fiel es Clarice schwer, eine Antwort darauf zu finden. »Die Frage der Herkunft«, schrieb ein Kritiker, »kehrt so zwanghaft wieder, dass man sagen kann, Clarice Lispectors gesamtes Werk sei darum herum aufgebaut.«¹¹

Auf Fotos sieht sie schwerlich so aus, als hätte sie aus einem anderen Land als Brasilien stammen können. Völlig heimisch am Copacabana-Strand, trug sie das dramatische Make-up und den grellen Schmuck der Grande Dame des Rio ihrer Tage. Die Frau, die die Schweizer Berghänge hinunterjagte oder in einer Gondel durch den Canal Grande glitt, hatte nichts von einem hungrigen Ghettokind an sich. Auf einem Bild steht sie neben Carolina Maria de Jesus, einer schwarzen Frau, deren erschütternde Erinnerungen an die brasilianischen Elendsviertel,

Tagebuch der Armut, eine der literarischen Offenbarungen des Jahres 1960 waren. Neben der bemerkenswert schönen Clarice, deren maßgeschneidertes Kostüm und modische Sonnenbrille an einen Filmstar erinnern, wirkt Carolina angespannt und deplatziert, als hätte jemand Clarices Dienstmädchen vor das Objektiv gezerrt. Niemand hätte erraten können, dass Clarices Herkunft sogar noch elender war als die Carolinas.

Doch im wirklichen Leben vermittelte Clarice häufig den Eindruck von Fremdartigkeit. In Memoiren wird ihre Seltsamkeit oft erwähnt. Sie hatte eine sonderbare Stimme und einen ebensolchen Namen, der in Brasilien so unüblich war, dass ein Kritiker beim Erscheinen ihres ersten Buches von »einem unangenehmen Namen, wahrscheinlich einem Pseudonym«,¹² sprach. Hinzu kam die ungewöhnliche Art, wie sie sich kleidete; nach der Trennung von ihrem Mann hatte sie wenig Geld für die Erneuerung ihrer Garderobe und trug ihre im Ausland erworbene alte Kleidung, die sie noch jahrelang »fremd, unzeitgemäß«¹³ aussehen ließ.

Ihre Absonderlichkeit verwirrte manch einen. »Ihr wird vorgeworfen, sie sei enturzelt«, schrieb eine Kritikerin im Jahr 1969, »sie beschäftigt sich mit Motiven und Themen, die nichts mit ihrer Heimat zu tun hätten, und das in einer Sprache, die an die englischen Schriftsteller erinnert. Es gibt keine Lüster in Brasilien, und niemand weiß, wo diese belagerte Stadt sein soll.«¹⁴

(*Der Lüster* war der Titel ihres zweiten Romans, *Die belagerte Stadt* der ihres dritten.)

*

»Ich muss etwas Eigensinniges ausstrahlen, in meinen Augen sieht man die Ausländerin, die die Landessprache nicht beherrscht«, schrieb sie.¹⁵ Doch ihre Bindung an das Land, das ihre Familie gerettet und in dem sie ihr Leben verbracht hatte, dessen Sprache außerdem das Medium ihrer Kunst darstellte, kam von Herzen.

Bemerkenswerter ist, wie häufig andere ihre enge Beziehung zu Brasilien unterstreichen. Zum Beispiel dürfte es kaum vorkommen, dass jemand, der über Machado de Assis schreibt, hervorhebt, wie durch und durch brasilianisch der Autor sei. In Äußerungen über Clarice Lispector dagegen sind solche Hinweise fast unvermeidlich. Die Herausgeber der populären Taschenbuchreihe »Unsere Klassiker« wählten als einen von nur zwei Auszügen aus Clarices über fünfhundert Seiten langer Sammlung ihrer Zeitungskolumnen ein paar kurze Absätze,

mit denen sie auf eine Frage nach ihrer Nationalität reagiert hatte. »Ich gehöre Brasilien«, lautete ihre Antwort.¹⁶

Nicht weniger als ein Drittel des Klappentextes einer ihrer Biographien ist der Beteuerung gewidmet, dass sie Brasilianerin gewesen sei: »Dieses Kennzeichen ihrer Herkunft [d. h. ihrer ausländischen Geburt] ist jedoch das Gegenteil dessen, was sie zu leben versuchte und was die vorliegende Biographie auf der Grundlage einer umfangreichen Korrespondenz und Dutzender von Interviews geltend macht: Brasilien war mehr als ihr Adoptivland, nämlich ihre wahre Heimat.«¹⁷ Auf der populären Social-Networking-Website Orkut verkündet die Clarice-Lispector-Gruppe mit mehr als 210 000 Mitgliedern, sie sei eine »Gemeinschaft, die sich der größten und stärksten BRASILIANISCHEN Schriftstellerin aller Zeiten widmet. Ich wiederhole: BRASILIANISCHEN.«

Aber von Beginn an begriffen die Leser, dass sie eine Außenseiterin war. »Clarice Lispector«, schreibt Carlos Mendes de Sousa, »ist die erste, radikalste Bekräftigung eines *Nicht-Ortes* in der brasilianischen Literatur.«¹⁸ Sie gehört zu den bedeutendsten Vertretern der modernen Literatur Brasiliens, obwohl sie in einem tiefgreifenden Sinne ganz und gar nicht brasilianisch ist. Der Dichter Lêdo Ivo fing das Paradox ein: »Eine greifbare und annehmbare Erklärung für das Geheimnis von Clarice Lispectors Sprache und Stil wird es zweifellos nicht geben. Die Fremdheit ihrer Prosa ist eine der schlagendsten Erscheinungen in der Geschichte unserer Literatur, ja, in der Geschichte unserer Sprache. Diese Grenzprosa im Zeichen von Auswanderung und Einwanderung verweist uns auf keinen unserer berühmten Vorläufer. [...] Man ist geneigt zu sagen: Sie, die eingebürgerte Brasilianerin, hat eine Sprache eingebürgert.«¹⁹

»Meine Heimat hat mich in keinerlei Hinsicht geprägt, abgesehen vom Erbe des Bluts. Russischen Boden habe ich nie betreten«, sagte Clarice Lispector.²⁰ In der Öffentlichkeit erwähnte sie die Wurzeln ihrer Familie nur ein paar Mal. Wenn sie es tat, dann entweder vage – »Ich habe meinen Vater gefragt, seit wann es Lispectors in der Ukraine gibt, und er sagte, seit Generationen und Vorgenerationen.«²¹ – oder auf irreführende Art. Ihre veröffentlichten Hinweise auf ihre ethnische Zugehörigkeit sind so karg, dass viele glaubten, sie schäme sich ihrer Herkunft.²²

Fun wonen is a Jid? Es ist kein Wunder, dass sie sich danach sehnte, die Geschichte ihrer Geburt im Winter 1920 im Gouvernement Podolien – das bis kurz davor ein Teil des Russischen Reiches gewesen war und heute im Südwesten der Republik Ukraine liegt – umzuschreiben. »Ich bin sicher, dass schon in der Wiege mein erster Wunsch der war, dazuzugehören«, schrieb sie. »*Aus Gründen, die*

nichts zur Sache tun, muss ich wohl gespürt haben, dass ich zu nichts und niemandem gehörte.«²³

*

Die Hervorhebung ist hinzugefügt worden, denn Clarice ging auf diese Gründe nie ein. Immerhin kann man über die Zeit und den Ort ihrer Geburt sagen, dass sie sozusagen schlecht gewählt waren. Selbst in dem Wirrwarr aus Morden, Desastern und Kriegen, das als ukrainische Geschichte firmiert – von der mongolischen Plünderung Kiews im Jahr 1240 bis hin zu der Kernexplosion von 1986 in Tschernobyl –, sticht 1920 als besonders entsetzliches Jahr hervor.

Noch Schlimmeres sollte folgen: Zwölf Jahre später begann Stalin, die Bauern des Landes systematisch auszuhungern, wodurch er mehr Menschen ermordete, als im Ersten Weltkrieg auf allen Seiten zusammen starben.²⁴ Neun Jahre danach fielen 5,3 Millionen Menschen, ein Sechstel der Bewohner, Hitlers Einmarsch zum Opfer.²⁵ »Die Ukraine ist noch nicht tot«, singt man staunend in der Nationalhymne.

Vor diesem schrecklichen Hintergrund kann nicht jeder Katastrophe gebührend gedacht werden. Aber obwohl es heute überwiegend vergessen ist, war das, was den Juden der Ukraine um die Zeit von Clarice Lispectors Geburt zustieß, ein Unheil von unvorstellbarem Ausmaß. Schätzungsweise 250 000 Menschen wurden ermordet – es war mit Ausnahme des Holocaust die schlimmste antisemitische Episode der Geschichte.

Im Jahr 1919 erklärte ein Schriftsteller: »Was den Juden Osteuropas [während des Ersten Weltkriegs] drohte, waren nicht das vorübergehende Leid und die Schwächung, die im Krieg unvermeidlich sind, sondern die totale Auslöschung einer ganzen Rasse durch erfinderische und rapide Folter.«²⁶ Als dieser Satz veröffentlicht wurde, glaubte der Autor, dass jenes Grauen der Vergangenheit angehöre. Das wirkliche Drama stand jedoch noch bevor.

JENES RÄTSELHAFTE ETWAS

Tschetschelnik, ein kleiner Winkel des enormen Zarenreiches, im westukrainischen Gouvernement Podolien, war typisch für die schmutzigen Shtetl, in denen die meisten Juden der Welt bis zur Wende des zwanzigsten Jahrhunderts lebten. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte es rund achttausend Einwohner, ein Drittel davon Juden. Ein Emigrant aus Tschetschelnik nach New York, Nathan Hofferman, betonte, dass »die Mehrheit der Juden arm war. Und nicht nach dem Maßstab der ›Armut‹, der hier in den Staaten gilt, sondern buchstäblich arm. Was bedeutete, dass man keine Scheibe Brot für die Ernährung der zahlreichen Kinder hatte.«

Manche hausten in Hütten mit zwei oder drei Zimmern und Sandfußböden, halb nackt, frierend im Winter und schwitzend im Sommer ... Die Kindersterblichkeit war hoch, doch die Geburtenrate ebenfalls, denn laut jüdischem Gesetz ist Geburtenkontrolle tabu. Es gab keine sanitären Einrichtungen, sämtliche Säuglings- und Kinderkrankheiten nahmen epidemische Ausmaße an, und medizinische Hilfe war sehr selten ... Als ich vom Fehlen sanitärer Einrichtungen sprach, übertrieb ich keineswegs. Die meisten Häuser hatten nicht einmal ein Plumpsklo. Die Menschen erleichterten sich direkt hinterm Haus oder in kleinen Senken am Ortsrand. Die einzigen Reiniger waren die Schweine, die durch die Straßen streiften, und der Regen, der den Unrat zum Strom hinunterschwemmte.

Getreide war der Hauptwirtschaftsfaktor. Da Juden kein Land und keine Höfe besitzen durften, stellten sie einen großen Anteil der kleineren Händler, die auch Nutztiere kauften und verkauften. »Am höchsten Punkt des Ortes lag ein großer offener Platz, auf dem die Bauern und Pferdehändler ihre Tiere erwarben und feilboten«, erinnerte sich Hofferman. »Am Fuß des Ortes befand sich ein weiterer Platz, auf dem man mit Vieh handelte. Das Verfahren war das gleiche wie bei

den Pferden, abgesehen davon, dass der eine Platz mit Kuhscheiße und der andere mit Pferdescheiße bedeckt war.«¹

*

Heutzutage wirkt Tschetschnik gar nicht so abschreckend. Aus seiner baufälligen leuchtend grün und lila gestrichenen Dorfarchitektur stechen ein paar zerbröckelnde Betonbauten der Sowjetzeit hervor. Andere Gebäude sind Denkmäler für verschwundene Bevölkerungsgruppen: Die Katholiken, die ihre Gottesdienste in der polnischen Kirche abhielten, sind längst fort, und die Synagoge, in die Mania und Pinchas Lispector ihre Neugeborene zur Segnung gebracht haben müssen, ist in einem traurigen Zustand – leer und hinter ihrer immer noch eindrucksvollen Steinfassade den Elementen ausgesetzt.²

Es ist ein Ort, in dem einem tüchtigen Bürgermeister der Lebensmittelladen, die Tankstelle und das Hotel gehören und in dem Geflügel auf der Hauptstraße, dem Lenin-Boulevard, umherspaziert. Die Bewohner erinnern sich lebhaft an den brasilianischen Botschafter, der vor ein paar Jahren in Shorts und Sandalen eintraf, um den besten Standort für ein Clarice-Lispector-Denkmal auszukundschaften (bei der Einweihung war er formeller gekleidet). Tschetschnik besitzt nicht gerade viele Denkmäler, und Botschafter lassen sich dort auch eher selten blicken.

Auf einem Hochkamm gelegen, bietet der Ort imposante Ausblicke über die grünen Hügel der Umgebung. Die Aussicht soll jedoch nicht Touristen erfreuen, sondern zur rechtzeitigen Warnung vor einem drohenden Einmarsch dienen. Tschetschnik war immer in Gefahr – ein verletzlicher Grenzposten dort, wo einst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert das Türkische und das Polnische Reich aufeinandertrafen.

Die Familie Lispector gehörte nicht zu den ersten Flüchtlingen des Dorfes. Im Gegenteil, Tschetschnik wurde von Flüchtlingen gegründet und ist sogar nach ihnen benannt. Es heißt, die Wurzel des Wortes Tschetschnik, *kaçan lik*, sei das Turkwort für »Flüchtling«. Die ersten Siedler erschienen unter der Führung eines tatarischen Renegaten namens Tschagan, der ein rechtgläubiges Mädchen heiratete, getauft wurde und sich am rechten Ufer des Flusses Sawranka niederließ.³ Tschagans Beispiel folgend, kamen weitere Flüchtlinge zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts – entflozene Leibeigene, die unter ihren polnischen Eigentümern ein so schweres Leben führten, dass sie es riskierten, sich in einem Gebiet niederzulassen, das dem Terror unablässiger Tataren-Invasionen ausgesetzt war.

Ein ausgeklügeltes Tunnelsystem unter den Gebäuden bot Schutz. Es gab drei miteinander verbundene Hauptgänge, die bis fünf Meter unter der Oberfläche lagen und annähernd zwei Meter hoch waren. Die meisten Häuser, darunter fast alle jüdischen, besaßen im Erdgeschoss getarnte Eingänge in die Katakomben. In Friedenszeiten benutzte man sie zu Lagerungszwecken, und bei drohenden Einmärschen verschwand die gesamte Ortsbevölkerung (mit ihren Tieren) im Untergrund. Die Erbauer des Systems hatten darauf geachtet, den Zugang zu einem unterirdischen Fluss zu ermöglichen, wo die Tiere getränkt werden konnten.⁴

Im siebzehnten Jahrhundert wurde Tschetschelnik, damals unter polnischer Herrschaft, offiziell vom Status eines Dorfes zu dem einer Ortschaft erhoben; und um 1780 errichteten die Juden die stattliche Synagoge, deren wackelige Ruinen immer noch stehen. Es war eine Zeit des religiösen Haders, meist unter den Christen. Die Herrscher des Ortes, die Angehörigen der Fürstenfamilie Lubomirski, versuchten, die Einheimischen zu »polonisieren«, indem sie eine katholische Kirche bauten und Landbesitz orthodoxer Stiftungen an sich brachten.

Die Fürsten begründeten auch den Anspruch des Ortes auf seinen äußerst bescheidenen Ruhm: ein großes Gestüt, das wertvolle Pferde hervorbrachte. Für Clarice Lispectors Geburtsort ist dies ein fast gespenstisch angemessenes Gewerbe: »Wenn ich in Worte fassen sollte, was meine verborgenste und subtilste Empfindung ist«, schrieb sie, »würde ich sagen: Hätte ich die Wahl gehabt, ich wäre gerne als Pferd geboren.«⁵

»Beim Betreten der Ortschaft erblickt man eine römisch-katholische Kirche mit einem grünen Dach und einem hohen Glockenturm«, schrieb der polnische Reisende Kraszewski nach einem Besuch im Jahr 1843. »Nur Vasen verzieren die Oberkanten der Mauern, welche die Ruinen von Fürst Lubomirskis Palast umgeben ... Der Ort und der Markt sind leer, die Häuser ärmlich, niedrig, schräg und aus Lehm. Die einheimischen Juden sprechen mehr Russisch als Polnisch, und ihr Äußeres unterscheidet sich stark von dem der Juden in Polen.«⁶

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, also ein Jahrhundert nachdem Tschetschelnik in russische Hände übergegangen war, lebten nur noch wenige Russen in der Gegend. Die Bauern waren orthodoxen Glaubens und sprachen Ukrainisch. Der Adel war polnisch und katholisch; man ging zum Gottesdienst in die beeindruckende katholische Kirche, die Kraszewski bemerkt hatte und die viel spektakulärer war als ihr orthodoxes Gegenstück am anderen Ortsende. Trotz der Armut, die von der russischen Regierung erzwungen wurde, überlebten die Juden (wenn auch häufig mit Mühe) durch den Kleinhandel, nicht selten mit Vieh. Sämtliche Läden in Tschetschelnik gehörten Juden, außer der Drogerie,

die sich im Besitz eines Polen befand, und dem Spirituosenladen, der unter das Wodkamonopol der Regierung fiel.

*

Kann ein Geburtsort jemandem, der ihn als Kleinkind verlassen hat, seinen Stempel aufdrücken? Vermutlich nicht. Doch die Tatsache bleibt bestehen, dass eine große Mystikerin in einem für seine großen Mystiker bekannten Gebiet geboren wurde. Das vielleicht wichtigste Merkmal der Region, aus der Clarice Lispector stammte, war nicht ihre Verelendung oder Unterdrückung, sondern ihre dynamische Beziehung zum Göttlichen. Isoliert und verarmt, wurden die Juden Podoliens häufig von millenaristischen Wellen überschwemmt.

Die chassidische Bewegung mit ihrem Anspruch auf eine direkte, persönliche Erfahrung Gottes erschien zuerst – und loderte am hellsten – im obskuren Podolien. Der Gründer der Bewegung, der Baal Schem Tow, starb nicht weit von Tschetschelnik in Medschybytsch, und das Grab Nachmans von Brazlaw, des Verkünders des Chassidismus, liegt noch näher, in Uman. Der größte Gelehrte des jüdischen Mystizismus schrieb mit Blick auf das achtzehnte Jahrhundert, »dass hier auf geographisch beschränktem Raum und während einer überraschend kurzen Zeit eine ebenso überraschend große Zahl wahrer Heiliger von aufsehenerregender Individualität innerhalb des Ghettos erschienen sind.«⁷

Die West-Ukraine war nicht nur die Heimat vieler großer jüdischer Mystiker, auch ihre christliche Bevölkerung wurde hin und wieder von religiöser Ekstase ergriffen. Zu den offiziellen Gotteshäusern der Gegend gehörten die russisch-orthodoxe, die römisch-katholische, die lutherische, die ukrainische autokephale sowie die ukrainische griechisch-katholische Kirche. Hier erschien die Jungfrau Maria den Dorfbewohnern mit einer gewissen Regelmäßigkeit, und es kam häufig vor, dass Statuen Christi spontan bluteten. Hier führten Prediger um die Zeit von Clarices Geburt eine Vielzahl charismatischer Sekten an, die Namen trugen wie Flagellanten, Maler, Israeliten, Fußwäscher, Tanzbrüder, Studienbrüder und Milchtrinker des heiligen Onkel Kornej und der Tante Melanie.

»Es ist wirklich schwierig, die Geschichte der [ukrainischen] Grenzländer zu schreiben«, merkte eine Historikerin an, »ohne vorübergehend an göttliche Erscheinungen, Geister, Wunder und auch heute noch nicht zu erklärende Vorfälle zu glauben, die einen großen Teil des Alltagslebens ausmachten.«⁸

*

»Ihre Augen hatten den entrückten Glanz der Mystikerin«, schrieb eine Freundin von Clarice Lispector.⁹ »Ich bin mystisch veranlagt«, sagte sie in einem Interview. »Ich hänge keiner Religion an, weil ich Liturgien, Rituale nicht mag. Dem Kritiker von *Le Monde* in Paris zufolge erinnere ich an die heilige Teresa von Ávila und an Johannes vom Kreuz, Autoren, die ich allerdings nicht gelesen habe. [Der katholische Schriftsteller] Alceu Amoroso Lima ... Einmal rief ich ihn an, weil ich ihn besuchen wollte. Er sagte: Ich weiß, Sie möchten sich über Gott unterhalten.«¹⁰

Die Faszination von Clarice Lispectors mysteriöser Persönlichkeit und das Unwissen über ihre Ursprünge waren so groß, dass sich schon zu ihren Lebzeiten eine Reihe von Legenden um sie rankte. In dieser Hinsicht ähnelte sie den jüdischen Heiligen ihrer Heimat, den chassidischen *zaddikim*, Trägern »jenes rätselhafte[n] Etwas«, mythischen Figuren in ihren eigenen Tagen, über die sich eine »unübersehbare Masse jener Anekdoten und Geschichten« unauflöslich mit »Trivialität und Tiefsinn, überkommene[m], entlehnte[m] Gut und wahre[r] Originalität« vermischt.¹¹

Doch obwohl sie die Geschichte ihrer Ursprünge nicht selbst lieferte und sogar versuchte, sie umzuschreiben, haben sich Aufzeichnungen über das Leben ihrer Familie in der Ukraine erhalten. Die wichtigste hinterließ Elisa Lispector, ihre älteste Schwester: ein unveröffentlichtes Typoskript mit dem Titel *Alte Bilder* und einen Roman, *Im Exil*, erschienen 1948, in dem die Emigration der Familie kaum verhüllt erzählt wird.¹²

Elisa, am 24. Juli 1911 als Leah geboren, war alt genug, um sich deutlich an das Land zu erinnern, das die Familie gezwungenermaßen verlassen hatte. Ihre Großeltern väterlicherseits kannte sie kaum, aber ihr Großvater Schmuel Lispector, ein typischer gelehrter, frommer osteuropäischer Jude, hatte einen tiefen Eindruck bei ihr hinterlassen. Im Einklang mit dem Gebot, das die Wiedergabe der menschlichen Gestalt untersagt, ließ Schmuel sich nie fotografieren.

Er wohnte in dem winzigen Shtetl Teplyk, unweit von Tschetschnik. Der ruhige und umgängliche Mann begriff sehr früh, dass er »nicht für die Dinge dieser Welt bestimmt«¹³ war. Vor die Wahl gestellt, entweder die heiligen Schriften zu studieren oder in dem kleinen Laden voller »Waren mit vielen verschiedenen Gerüchen und lärmender, jähzorniger Kundschaft« zu arbeiten, entschied er sich naturgemäß für Ersteres. Ein Cousin von Elisa und Clarice erinnerte sich an Schmuels Ruhm als Heiliger und weiser Mann, dessen Kenntnis der heiligen Bücher Schriftkundige aus der gesamten Region anzog. Er konzentrierte sich ausschließlich auf seine Studien, was dadurch ermöglicht wurde, dass er nach altem

Brauch eine reiche Frau, Heiwed oder Eva, geheiratet hatte.¹⁴ Gelehrte Männer waren gefragte Gatten für die Töchter vermögender, doch mutmaßlich weniger kultivierter Familien. »Die reichen Eltern unterstützten das Paar, erfreuten sich an dessen Nachwuchs und sonnten sich im Glanz und Ansehen des Schwiegersohns, der seine Studien fortsetzte«, schrieb Nathan Hofferman. Diese Ehen zwischen armen Gelehrten und wohlhabenderen Mädchen aus Kaufmannsfamilien waren weder ungleich noch ungewöhnlich.

Die Ehe war, wie es ebenfalls dem Brauch entsprach, arrangiert worden und brachte fünf Kinder hervor. Das jüngste – Pinchas, Clarices Vater – wurde am 3. März 1885 in Tepylyk geboren.¹⁵ Elisa lernte ihren Großvater, der nicht einmal sein fünfzigstes Lebensjahr erreichte, nie kennen, aber sie bekam auch ihre Großmutter, die dreiundneunzig Jahre alt wurde, kaum zu Gesicht. »Großmutter Heiwed besuchte uns nur einmal in Gaissin, wo wir wohnten. Ich erinnere mich nicht gut an sie. Wahrscheinlich blieb sie nicht lange. Sie achtete darauf, anderen aus dem Weg zu gehen, um ihnen nicht zur Last zu fallen. Folglich ist mein Bild von ihr das eines sanften, schüchternen und wortkargen Wesens. Ihr Schweigen und ihre Reserviertheit wurden von ihren Schwiegertöchtern allzu leicht als Empfindlichkeit, verbunden mit Herrschsucht, interpretiert.«¹⁶

Als es für Pinchas Zeit wurde zu heiraten, beauftragte Schmuël eine Ehestiftlerin. Die Kandidatin, die gefunden wurde, war Mania Krimgold, geboren am 1. Januar 1889.¹⁷ Wie sein Vater heiratete Pinchas eine Frau, deren Familie seine Studien unterstützen konnte. Pinchas würde kein Gelehrter werden, aber die Verbindung war gleichwohl klug gewählt, denn Manias Schmuck sollte ihre Angehörigen vor dem kommenden Krieg retten.

*

Nach traditionellen Maßstäben war Isaak Krimgold, Manias Vater, kein guter Jude, und so wurde das, was eine einfache Eheschließung hätte sein können, zu einer komplizierten Liebesgeschichte. Als junger Mann hatte Isaak Manias Mutter Charna Rabin auf einer Hochzeitsgesellschaft kennengelernt.

Elisa hatte ihn als »groß und stark wie eine Eiche, würdevoll und aufrecht« in Erinnerung. Der wohlhabende Mann besaß einen Lebensmittelladen in einer Ortschaft bei Perwomaisk, in einiger Entfernung von Tepylyk, und pachtete für seine Holzgeschäfte Land bei einem russischen Adligen.¹⁸ Er hatte recht lockere Umgangsformen und unterhielt enge Kontakte zu Nichtjuden. »In dem großen

Speicher, in dem er Holz lagerte, trank er gelegentlich sogar ein paar Schluck Wodka, und es kam bei ihm nicht selten vor, dass er sich mit den Holzfällern verbrüdete.«¹⁹

Im Gegensatz zu den strenggläubigen Lispectors war Isaak Krimgold nicht religiös. Nur an den wichtigsten Feiertagen begab er sich in den Ort, um die Synagoge zu besuchen. Charnas Vater konnte diese Laxheit nicht akzeptieren und verweigerte die Heiratserlaubnis. Daraufhin fanden Charna und Isaak andere Ehepartner, und Isaaks Frau gebar ihm drei Kinder. Doch »als sie starb, gab er zu, dass er nicht trauerte. Sie sei zu hitzig gewesen, sagte er.« Auch Charna hatte ein Kind, bevor sie ebenfalls verwitwete. Jahre später begegnete sie Isaak erneut, und die beiden wurden endlich getraut. Elisa dachte mit herzlichen Gefühlen an ihre »fromme und bescheidene« Großmutter zurück, deren »Kleidung und Schmuck geradezu prächtig waren«. Isaak und Charna hatten drei Töchter, darunter Mania (oder Marian), die älteste. Für die kleine Elisa war das Haus ihrer Großeltern, wo sie ihre Sommerferien verbrachte, der Inbegriff der Schönheit: die Veranda mit den Buntglasfenstern, wo man jeden Nachmittag Tee trank, und der Fluss, an dem sie mit den Nachbarskindern spielte.

Charna starb jedoch eines frühen Todes, und Isaak heiratete ein drittes Mal. Auch diese Frau musste er zu Grabe tragen.

*

Mania wuchs in jenem großen, von Bäumen umgebenen Haus heran. Wie ihr Vater war sie unabhängig und zwanglos, »da sie stets auf dem Lande und nicht in einer der schmalen Gassen der jüdischen Viertel gewohnt hatte.«²⁰ Ihre ländliche Herkunft bedeutete jedoch keinen Mangel an Kultur und Eleganz. Im Gegenteil, wie ihre berühmte Tochter Clarice erweckte sie den Eindruck von Kultiviertheit. »Sie verstand es zu sprechen, sie verstand es dahinzuschreiten. Ihre Kleider stammten ausschließlich von Modeschöpfern in Kiew und Odessa. Sie hatte immer ein verständnisvolles Wort oder eine Münze für andere.«²¹

Dies war die Frau, die die Ehestifterin für Pinchas Lispector aussuchte. Braut und Bräutigam durften vor der Trauung zusammenkommen, aber »natürlich in Gegenwart von Anstandsdamen.«²² Nach der Hochzeit, die um 1910 stattfand, zogen sie um und sollten nie wieder lange am selben Ort bleiben. Am 24. Juli 1911 waren sie in dem Städtchen Sawran, als ihr erstes Kind Elisa, geborene Leah, das Licht der Welt erblickte.

Die junge Familie erlebte zunächst Zeiten des Friedens und des Wohlstands.

Elisa erinnerte sich an den Glanz der Freitagabende, an denen ihre Mutter, mit herrlichen Perlen geschmückt, die Sabbatkerzen anzündete; an die Tafel in dem blitzsauberen Haus, die mit den Leckerbissen der osteuropäischen Juden gedeckt war; an die Samstagmorgen, die man betend in der Synagoge verbrachte; an die Nachmittage, die lesend und zu Besuch bei Angehörigen und Freunden verbracht wurden; und dann, wenn die ersten Sterne am Himmel erschienen, an das Gebet ihres Vaters bei einem Glas Wein, »wobei er Gott für die Unterscheidung zwischen dem Heiligen und dem Weltlichen, zwischen Licht und Dunkelheit, zwischen dem Sabbat und den Tagen der Arbeit lobte«. ²³

Aber meine Mutter war am großartigsten an den Abenden, an denen andere Paare uns besuchten. Niemand konnte eine so faszinierende Gesprächspartnerin sein, die sich anmutig durch eine von ihr bezauberte Welt bewegte. Denn an den Abenden, an denen meine Eltern ihre Freunde bewirteten, die jung waren wie sie, war das Haus – mit geöffneten Fenstern im Sommer und gemütlich im Winter – stets ein festlicher Ort. ²⁴

Die Ehe war arrangiert worden, doch »Liebe vereinte sie, dessen bin ich mir nun sicher, wenn ich sie gemeinsam vor Augen habe«, schrieb Elisa. »Ein Heiligenschein umgab sie. Zwischen ihnen bestanden ein großes gegenseitiges Verständnis und ebensolche Bewunderung. Es war nicht ungewöhnlich, dass ich sie dabei beobachtete, wie sie mehr mit den Augen als mit Worten sprachen.« Elisa hebt den Gegensatz zwischen der strahlenden Mania und dem ein wenig reservierten Pinchas hervor: »Schmales Gesicht. Trauriger Ausdruck. Mein Vater hatte immer eine betrübte, doch eindrucksvoll ernste Miene.«

Einer seiner Charakterzüge war es, nicht verschwenderisch mit Lob umzugehen – und nicht deshalb, weil er die Vorzüge anderer Menschen nicht anerkannte, sondern weil ihm jene Art der Unterwürfigkeit fehlte, die gewissen Personen eigen ist und die sich durch Schmeichelei nur verschlimmert. Ganz im Gegenteil: Je mehr er die edlen Eigenschaften eines anderen zu schätzen wusste, desto zurückhaltender benahm er sich ihm gegenüber. Ein Ausdruck, den er ziemlich häufig benutzte, lautete: *a fainer mensch* ... Aber wenn jemand seine ganze Bewunderung errungen hatte, nannte er ihn schlicht *mensch* ... Wenn er Soundso als *mensch* bezeichnete, machte er ihm also das höchste Kompliment. ²⁵

Pinchas hatte den Ernst seines Vaters sowie dessen Studieneifer geerbt. Elisa beschreibt ihn als ehrgeizig: »Er hatte das Gefühl, dass sich die Welt ständig vorwärtsbewegte, und wollte nicht zurückgelassen werden.«

Doch die Welt war entschlossen, Pinchas Lispector hinter sich zu lassen. Diese Misere teilte er mit Generationen begabter russischer Juden. Sein streng traditioneller Vater, der ihm gestattete, sich modern zu kleiden, muss eingesehen haben, dass sich Pinchas' Generation nicht so eng an die alten Bräuche halten würde. Aber sobald ein ehrgeiziger russischer Jude sich von diesen Traditionen gelöst hatte, musste er feststellen, dass er keine Zukunft in seinem eigenen Land hatte. »Jude« war die Verunglimpfung, mit der sie ihm den Zugang zur Universität versperren«, schrieb Elisa. Sie fügte hinzu, dass Pinchas als junger Mann »von Mathematik und Physik fasziniert war, doch stets an eine unverrückbare Schranke stieß: das Stigma, Jude zu sein.«²⁶

Statt Naturwissenschaftler oder Mathematiker zu werden, musste sich Pinchas damit zufriedengeben, in einem heruntergekommenen Dörfchen Krimskrams zu verkaufen. »Vater erlernte auch nie ein Handwerk, da sich alle Männer seiner Herkunft dem Studium der Thora widmeten, was, wie er aus Erfahrung wusste, nicht das Geringste dazu beitrug, sich einen Lebensunterhalt zu verdienen. Und er wollte genug verdienen, er wollte leben. Ihm lag daran, die Welt zu sehen. Als er heiratete, zog er sogar an einen anderen Ort. Seine Augen blickten offen in die Zukunft, und dies kam zu seinem immensen Wissensdurst hinzu.«²⁷

Das Leben eines Ladenbesitzers, der Schuhe, Stoff, Hüte und Accessoires feilbot – »erworben in Kiew und Odessa, weshalb er über eine sehr exklusive Kundschaft verfügte« –, hätte ein bitterer Rückschlag sein können.²⁸ Aber in Elisas frühester Kindheit ging es ihm und seiner Familie materiell gut, obwohl er, wie sich Clarice erinnerte, »eigentlich [...] eher eine Neigung zu geistigen Dingen« hatte.²⁹

Wie viele andere russische Juden auch kapselte Pinchas sich ab. Wenn das Wetter so schlecht war, dass keine Kunden auftauchten, zog er sich in den hinteren Teil des Ladens zurück, zündete eine Petroleumlampe an und las »alles, was er aus den großen Buchhandlungen, die er auf seinen häufigen Reisen aufsuchte, mitbringen konnte. Neben Bialik und Dostojewski las – oder, besser gesagt, studierte – er auch die Gemara (Talmud). Die Frömmigkeit seines Vaters, den er stets über die heiligen Bücher gebeugt sah, war bei ihm zu einer sowohl spirituellen als auch humanistischen Denkweise geworden.«³⁰

Trotz der Demütigungen, die den Juden in Russland bevorstanden, hatte Pinchas, wie Elisa mitteilte, nie daran gedacht auszuwandern, und keiner in seiner Familie hatte diesen Schritt je getan.³¹ Dies sah bei Manias Verwandten anders aus. Um 1909 reisten ihre Cousins, die fünf Söhne ihres Onkels mütterlicherseits Lewi Rabin, nach Argentinien³² und machten sich, wie Tausende anderer, zu Baron Moritz von Hirschs Agrarkolonien auf.

Hirsch, der größte jüdische Philanthrop seiner Zeit, ein bayerischer Bankier und Industrieller, finanzierte mit seinem riesigen Vermögen überall auf der Welt wohlthätige Projekte. In ganz Europa, in den Vereinigten Staaten, Kanada und Palästina machte er Bildungs- und medizinischen Einrichtungen fürstliche Geschenke. Als die russische Regierung sein Angebot von 2 Millionen Pfund zur Schaffung eines Systems weltlicher jüdischer Schulen im sogenannten Ansiedlungsrayon zurückwies, richtete er seine Aufmerksamkeit darauf, russischen Juden bei der Emigration zu helfen. Mithilfe seiner Stiftung, der Jewish Colonization Association (JCA), kaufte Hirsch Grund und Boden in den Vereinigten Staaten, in Kanada, Brasilien und besonders in der enormen, fruchtbaren, dünn besiedelten Argentinischen Republik auf. Allein in Argentinien erwarb er letztlich über 17 Millionen Morgen Land.³³

Wie die Zionisten, deren Traum von einem jüdischen Staat er nicht teilte, glaubte Hirsch, dass landwirtschaftliche Arbeit den Schlüssel zur Regeneration des jüdischen Volkes liefere. Doch obwohl die Jewish Colonization Association einen großen Teil der Infrastruktur der Kolonien bereitstellte, war Hirschs Projekt genauso wenig sozialistisch wie er selbst. Von den Einwanderern wurde erwartet, dass sie ihr Land kauften, und von den Kolonien, dass sie sich zu autonomen Gemeinden entwickelten. Während sich die Verhältnisse in Russland nach der Revolution von 1905 verschlechterten, strömten immer mehr Juden nach Argentinien. Zwischen 1906 und 1912 trafen jährlich 13 000 von ihnen ein, darunter auch Mania Lispectors fünf Cousins, die Arbeit durch »La Jewish« fanden.

Hirschs Projekt in Argentinien stand jedoch von Beginn an unter Druck. Die russischen Juden, die in ihrer Heimat nicht in der Landwirtschaft arbeiten durften, waren im Wesentlichen ein städtisches, kaufmännisch orientiertes Volk. Trotz der Ausbildung und Unterstützung, die sie von der JCA erhielten, konnten sie sich nicht problemlos auf die Bewirtschaftung der Pampas umstellen. Innerhalb von zwei Jahren nach der Gründung der Kolonien im Jahr 1891 war fast ein Drittel der ursprünglichen Kolonisten in die Vereinigten Staaten weitergezogen. Und obwohl sich die Bedingungen schließlich verbesserten, siedelten die verbliebenen Juden kontinuierlich in die Städte um.

Auch die Brüder Rabin ließen die Landgebiete hinter sich. Von den fünf hielt sich nur Abraham, der in Buenos Aires ansässig wurde, längere Zeit in Argentinien auf.³⁴ Die anderen vier reisten nach Brasilien. Aus irgendeinem Grund strandete einer von ihnen – Josef, nun mit dem brasilianischen Namen José – in Maceió im nordöstlichen Staat Alagoas. Maceió, in der ärmsten und rückständigsten Region des Landes gelegen, war eine seltsame Wahl. Die größere, vermögendere Stadt Recife, nicht allzu weit entfernt, versprach mehr, und dort ließen sich die drei anderen Brüder nieder, die sich nun mit den brasilianischen Namen Pedro, Samuel und Jorge schmückten. Sie widmeten sich der traditionellen Anfangstätigkeit jüdischer Einwanderer: der Hausiererei.³⁵

Zu Beginn des Jahres 1914 waren fünf der sieben Kinder der Rabins mithin wohlbehalten in Südamerika. Sarah Rabin, ihre Mutter, lebte nicht mehr. Nur Dora und Jakob blieben mit ihrem Vater Lewi in der Ukraine. Dora begegnete bald einem jungen Mann aus Tschetschelnik, Israel Wainstok, und verlobte sich mit ihm. Sie hatten beabsichtigt, Russland sogleich zu verlassen, doch ihre Pläne wurden durchkreuzt, und sie richteten sich in Tschetschelnik ein. Dort heiratete Israels verwitwete Mutter Feiga den Witwer Lewi Rabin, Doras Vater und Charna Krimgolds Bruder.³⁶

Das letzte Familienmitglied, das vor dem Krieg auswanderte, war Manias Schwester Sissel Krimgold, die Verlobte José Rabins, ihres Cousins, der nun in Maceió lebte. Es ist unklar, ob diese Verbindung bereits geplant worden war, bevor José und seine Brüder fünf Jahre zuvor die Reise nach Argentinien angetreten hatten. Wie auch immer, José und Sissel, die mittlerweile den brasilianischer klingenden Namen Zina trug, wurden am 4. April 1914 in Recife getraut.

Sie waren gerade rechtzeitig aus Europa entkommen. Aus unbekanntem Gründen blieben Dora und Israel Wainstok, zusammen mit ihren inzwischen verheirateten Eltern Lewi und Feiga Rabin, weiterhin in der Ukraine. Vielleicht hatten sie ihre Ersparnisse dafür verbraucht, ihre Verwandten ins Ausland zu schicken, und planten, sich ihnen später anzuschließen. In jedem Fall war dies eine beinahe tödliche Fehlkalkulation.

*

Als der Weltkrieg im August ausbrach, waren die üblichen Emigrationswege – über Land durch Mitteleuropa und von Hamburg oder den niederländischen Häfen hinüber zum amerikanischen Doppelkontinent – den osteuropäischen Juden verschlossen. Hunderttausende wurden an der Front niedergemetzelt.

Nachdem die Heere sich in ihren Gräben verschanzt hatten, kam es am Frontverlauf, wie im Westen, zu kaum einer Bewegung. Ebenfalls wie im Westen wurden Millionen Menschen für den Gewinn einiger Kilometer umgebracht.

Pinchas und Mania hatten zumindest in einer Hinsicht Glück: Verglichen mit vielen anderen russischen Juden, überstanden sie den Krieg relativ unbeschadet. Im fernen Sawran, weitab von der Front, sollten ihnen viele Gräueltaten des Ersten Weltkriegs erspart bleiben. Allerdings konnte Pinchas' Geschäft in dem Chaos, in dem das Land versank, nicht florieren. Am 19. April 1915, als ihre zweite Tochter Tania geboren wurde, hatten sie Sawran bereits verlassen und waren in Pinchas' Heimatort Teplyk zurückgekehrt.

Aber im Gegensatz zu Frankreich und Belgien wurde die Ostfront zum Schauplatz von Pogromen, die alle vorausgegangen übertrafen und die bald auch die Lissabon erreichen sollten. In den polnischen und ukrainischen Regionen – deren Loyalität die russische Krone aus gutem Grund misstraute – begannen Überfälle auf Juden fast mit Kriegsbeginn. Zuerst wurden Gerüchte ausgestreut: Die Juden würden im Innern geschlachteter Gänse Gold zu den Deutschen schmuggeln; sie hätten die Pläne für eine Rebellion gegen den Zaren in eine Flasche gesteckt und diese ins Meer geworfen, so dass sie nach Danzig treiben könne; sie würden in den Fenstern codierte Lichtsignale aufblitzen lassen, um den österreichischen Vormarsch zu fördern; sie würden die Telefon- und Telegrafverbindungen stören.³⁷ Der russisch-jüdische Schriftsteller Salomon An-Ski beschreibt ein Gerücht, das er von einem Zimmermädchen im russischen Warschau hörte:

»Die Telefone«, raunte sie. »Die verraten den Deutschen alles. Am Sonntag, als die Flugmaschinen rüberkamen, haben die Juden ihnen alle möglichen Signale geschickt und sie informiert, dass die höchsten Generäle in der Kirche seien. Also fingen sie an, die Generäle mit Bomben zu bewerfen. Zum Glück gingen die Bomben daneben.«

Das bejahrte Zimmermädchen setzte zu einem Vortrag an, den sie anscheinend für jeden Gast wiederholte. Die Bomben hätten ein Dutzend Menschen getötet oder verwundet, ausschließlich Polen, und zwar deshalb, weil die »Juden eine Salbe haben, mit der sie ihren Körper einreiben, damit die Bomben sie unversehrt lassen«.³⁸

Sehr bald gingen diese Absurditäten in Massaker über. Eine Welle der Pogrome fegte über das Ansiedlungsrayon hinweg. Obwohl letztlich 650 000 Juden in der russischen Armee dienten und 100 000 im Krieg fielen,³⁹ galt ihre Loyalität als

zweifelhaft, besonders in den Gegenden, die im Kriegsverlauf den Besitzer wechselten.

In Galizien, nordwestlich von Podolien, wurden nicht weniger als 450 000 Juden (über die Hälfte der jüdischen Einwohner) durch den Krieg entwurzelt. In einem kurzen Zeitraum von 48 Stunden vertrieb man die gesamte Bevölkerung von 40 000 Juden aus dem litauischen Kaunas;⁴⁰ insgesamt deportierte man um 600 000. Bis zu 200 000 jüdische Zivilisten wurden ermordet.⁴¹

*

Während der Krieg seinem blutigen und langwierigen Ende entgegenging, verschwanden Recht und Ordnung aus dem zusammenbrechenden Russischen Reich. Die Beseitigung des Zaren durch die Märzrevolution von 1917 schien zunächst auf eine neue Morgenröte für Russland hinzuweisen. Über Nacht wurde das Land aus einem repressiven Polizeistaat zum »freiesten Land der Welt«. Doch die beiden liberalen Regierungen, die dem Zaren nachfolgten, beendeten den Krieg nicht. Vielmehr wollte die Provisorische Regierung unbedingt beweisen, dass die revolutionäre Demokratie genauso patriotisch für die Verteidigung des Vaterlands kämpfte, wie eine Diktatur es vermochte. Aus diesem Grund trieb sie die angeschlagene Armee im Juni 1917 in eine große Offensive, deren katastrophales Scheitern die Regierung um die fast universelle Unterstützung durch das Volk brachte, mit der ihre Gründung nur ein paar Monate zuvor begrüßt worden war. Außerdem wurde dem Demagogen Wladimir Lenin dadurch im November der Weg zur Übernahme der Hauptstadt eröffnet – hauptsächlich, weil er versprochen hatte, den Krieg zu beenden.

Dieses Versprechen erfüllte er, allerdings nicht so rasch wie angekündigt. In der polnischen Stadt Brest-Litowsk verschleppte sein Stellvertreter Trotzki die Friedensverhandlungen mehrere Monate lang in der Hoffnung, dass in der Zwischenzeit in Deutschland und Österreich eine Revolution ausbrechen werde. Dazu kam es jedoch nicht, und die Deutschen, frustriert über die Kompromisslosigkeit der Bolschewiki, nahmen die Feindseligkeiten Ende Februar 1918 wieder auf. Lenin hatte keine Armee, die er den Deutschen entgegensetzen konnte, und so rückten diese innerhalb von Wochen durch enorme russische Territorien vor. Als sie sich der Hauptstadt Petrograd näherten, kapitulierte Lenin plötzlich am 3. März 1918 und unterzeichnete einen Vertrag, dessen Bedingungen viel schlechter waren als die Ende 1917 erreichbaren.

Der Vertrag führte schließlich zur Unabhängigkeit Finnlands, Estlands, Lett-

lands, Litauens und Polens. In der Ukraine war das Bild komplizierter. Die meisten Russen fanden sich damals – wie heute – nicht leicht mit dem Gedanken ab, dass die Ukrainer ein separates Volk und dass ihre Sprache – mit dem Russischen verwandt, doch deutlich von ihm unterschieden – mehr als ein Bauerndialekt sein sollten. Die Ukrainer selbst waren vorsichtig. Wie viele der nationalistischen Bewegungen im früheren Russischen Reich strebten sie Anfang 1917 zunächst lediglich Autonomie an: die Freiheit, ihre eigene Sprache, vor allem in den Schulen und in der Regierung, zu benutzen.⁴²

Nach Lenins Staatsstreich im November distanzierte die ukrainische Regierung sich stärker von jener in Petrograd. Indes ging sie nicht so weit, volle Unabhängigkeit zu verlangen. Dies beruhigte die Juden, deren Hauptziele – jüdische Autonomie und fortdauernde Einheit mit Russland – respektiert wurden.⁴³ Die Verschnaufpause endete jedoch bald, denn die Regierung stand unter Druck durch die Bolschewiki im Norden, und die Juden waren alarmiert aufgrund der Pogromwelle in Podolien, Wolhynien und Kiew.⁴⁴ Daraufhin gestattete die Regierung den Juden, Selbstverteidigungseinheiten zu gründen.⁴⁵ Dieser Plan scheiterte, und die Juden in der westlichen Ukraine waren den Gefahren schutzlos ausgesetzt.

Am 25. Januar 1918 rief die ukrainische Rada die Unabhängigkeit der Ukrainischen Volksrepublik aus.⁴⁶ Kurz nach der Erklärung besetzten bolschewistische Streitkräfte Kiew, doch nur für kurze Zeit, denn im April wurde die Rada mit deutscher Hilfe gestürzt, und es entstand das sogenannte Hetmanat unter General Pawlo Skoropadski. Dieser legte sich den traditionellen ukrainischen Titel »Hetman« zu und schuf ein deutsches Militärprotektorat im Austausch für Lebensmittel- und Rohstofflieferungen.⁴⁷ Die Beschlagnahme von Getreide durch die Deutschen rief den Widerstand der Bauern hervor, und die Deutschen zögerten nicht, die Juden verantwortlich zu machen.⁴⁸

Gleichzeitig sah sich das gespaltene Land einem bolschewistischen Einmarsch gegenüber. Die Präsenz von Juden, besonders Trotzki (ursprünglich Lew Bronstein), in den höchsten Rängen der bolschewistischen Organisation hatte zur Folge, dass der Gedanke, die Juden seien die Drahtzieher des Bolschewismus, rasch um sich griff, obwohl eine große Mehrheit der Juden und sämtliche jüdischen politischen Parteien die Bolschewiki ablehnten. »Die Trotzki machen die Revolutionen«, scherzte man grimmig, »und die Bronsteins zahlen den Preis.«

Das ganze Jahr 1918 hindurch kam es zu sporadischen Pogromen, teils ausgelöst durch die bedingungslose Kapitulation der Deutschen am 11. November 1918, mit der das ukrainische Protektorat endete und ein Machtvakuum geschaf-

fen wurde. Ohne die unverzichtbare deutsche Unterstützung erwies sich die Marionettenregierung des Hetman als zu schwach, um die Ordnung wiederherzustellen. Im November und Dezember führte die Ukrainische Nationalbewegung, bekannt als Direktorat, einen Bürgerkrieg zur Absetzung des Hetman. Mit dem früheren Journalisten Symon Petljura an der Spitze konnte das Direktorat den Hetman letzten Endes besiegen.

Während Petljura die Ukraine eroberte, rückten die Bolschewiki jedoch von Norden und Osten her vor. In vielen Fällen hatte Petljura nur die nominelle Kontrolle über seine Soldaten, die sich in Einheiten unter Leitung örtlicher Kriegsherren aufsplitterten. Diese »Generäle« waren häufig nichts anderes als Schläger und Kriminelle, die das Chaos des Bürgerkriegs nutzten, um die schutzlose Bevölkerung auszurauben. Für die Juden hätte es kein schlimmeres Szenario geben können.

*

In ihren unveröffentlichten Memoiren erinnerte Elisa Lispector sich besonders gern an die Herstellung von Likören im Herbst:

Die Weine, der Apfelwein, die feinen Liköre, besonders *wischmjak*, rubinroter Kirschlikör. Die Herstellung war kein Kinderspiel, sondern der Beruf von Erwachsenen mit wirklichem Geschick. Deshalb verdiente jenes Fachwissen Respekt. Und deshalb empfanden wir ein solches Entsetzen, als wir eines Tages – wir waren nach einem schrecklichen Pogrom aus einem Versteck heimgekehrt und hatten das Haus umgekrempt vorgefunden, die Schränke und geheimen Schubladen für die bestickte Bettwäsche geplündert, die Möbel zerbrochen und in Stücke gehackt – rote Bäche über den Fußboden strömen sahen. Die Weine und Liköre mit ihrem unbeschreiblichen Geschmack hatten sich in Flüsse aus Blut verwandelt.⁴⁹

Bald traf die Nachricht von einer weiteren Katastrophe ein. Recht und Ordnung existierten nicht mehr, Räuber überfielen schutzlose Orte, nahmen Geiseln und verlangten dann für deren Freilassung unglaubliche »Abgaben«. Im Verlauf eines der ersten Pogrome nach der Oktoberrevolution erschienen sie in Isaak Krimgolds Dorf, nahmen eine Gruppe junger Menschen gefangen und versprachen, sie für ein Lösegeld zu verschonen. Isaak und einige Nachbarn boten an, den Platz mit den Geiseln zu tauschen, und der verlangte Betrag wurde unter großen



Benjamin Moser

Clarice Lispector

Eine Biographie

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-74904-1

btb

Erscheinungstermin: Juli 2015

Sie ist eine Ikone der brasilianischen Literatur. Mit ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihrer einzigartigen Stimme faszinierte Clarice Lispector, mit ihren eigenwilligen, modernen Romanen und Erzählungen ging sie bisweilen an die Grenzen des Sagbaren. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Benjamin Moser hat sich auf ihre Spuren begeben und einzigartige Dokumente ihrer Herkunft gefunden. Daraus hat er ein ebenso spannendes wie einfühlsames Porträt einer widersprüchlichen, von ihren jüdischen Wurzeln stark geprägten Persönlichkeit geschaffen. Anschaulich und fesselnd beschreibt Benjamin Moser die Stationen ihres wechselvollen Schicksals und erhellt die Grundmotive ihres Schreibens.

 [Der Titel im Katalog](#)